

er uns noch viel geschenkt hätte, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, ihn länger zu behalten? Aber er war vollendet. Er hatte sein Gesetz erfüllt, die Gestalt seiner Größe gefunden, sein irdisches Werk zum Ende geführt. Wie alles in und an ihm sinnvoll war, so muß es auch sein Tod gewesen sein. Ohne Ungeduld und Klage ist er ferner und ferner gerückt worden. Es ist, als ob er selbst sich abgewandt hätte, nachdem sein Dasein und seine Aufgabe bei uns erfüllt waren. Als er schon nicht mehr sprechen konnte, hat er noch freundlich gelächelt und gütig genickt, und bald darauf still den Kopf geschüttelt. So ist der Nichtwiderstrebende, der Weise, der Freund von uns gegangen.

RICHARD WILHELMS WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT

VON WILHELM SCHÜLER

Es gibt viele Gelehrte, deren Lebensarbeit sich in ihrer gelehrten Arbeit erschöpft, die selbst nach nichts anderem beurteilt werden möchten als nach ihren Büchern. Richard Wilhelm gehörte nicht in diese Gruppe. Die Studierstube war nur eine Provinz unter den vielen, die in seiner reichen Persönlichkeit vereinigt waren. Ihn drängte es immer zu lebendigem Wirken von Mensch zu Mensch. Er ging nach China, um die persönlichsten, innerlichsten Impulse, die er selbst in seinem bisherigen Leben empfangen, in dem großen Massenvolk des Fernen Ostens weiter wirken zu lassen, und war, je mehr er dann dort Wurzeln faßte, beseelt von dem Verlangen, die Welt Chinas, die Eigenart seiner geistigen Schöpfung, des dort gewachsenen und durch die Jahrhunderte bewahrten Lebensstypus dem Westen nahezubringen und in Verknüpfung damit ein Verständnis für die gewaltige Krisis zu erwecken, in die China heute auf allen Gebieten hineingestürzt ist, und es zu schützen vor Beurteilungen und Angriffen, die der Ungeduld und Ungerechtigkeit entspringen.

Aus dem Grundcharakter seiner Persönlichkeit, seines Lebenswerkes heraus ist es verständlich, daß Richard Wilhelm erst verhältnismäßig spät zu produktiver wissenschaftlicher Arbeit gekommen ist. Er hatte es sich nicht zum Beruf gesetzt, Gelehrter zu werden. Aber sein Eindringen in das chinesische Wesen, das von Anfang an zugleich ein Eindringen in die chinesische Sprache und Schrift war, brachte es bei seiner hohen allgemeinen Begabung von selbst mit sich, daß die in ihm sich ansammelnden Kenntnisse zu gegebener Zeit sich entladen mußten. Als er dann erst einmal auf diese Bahn gekommen war, zeigte es sich bald, wie gut er auch dieses wissenschaftliche Instrument zu handhaben verstand. Die Arbeit in der Studierstube wurde ihm nun selbst lieb und gewann für sein eignes Leben immer größere Bedeutung, wie er andererseits der

Öffentlichkeit immer mehr in der Prägung des Gelehrten erschien, besiegelt durch seine Berufung auf den sinologischen Lehrstuhl der Universität Frankfurt.

Freilich, seine wissenschaftliche Leistung setzte sich im Westen nicht so schnell und sieghaft durch wie seine Person und sein Werk auf chinesischem Boden. Die Anstöße kamen von den Fachgelehrten. Er bringe nichts von philologischen Untersuchungen, durch die sich erst der wahre Wissenschaftler qualifiziere; es mangle seinen Übersetzungen die eingehende Text- und Wortkritik. Auf der anderen Seite entgehe er nicht der Gefahr, bei seinen Übersetzungen den chinesischen Sinn und Ausdruck durch die Anpassung an original westliche Gedanken und Begriffe wie etwa die Kants und Goethes zu verfärben. In diesem Sinne wird auch die äußere Aufmachung seiner Bücher und ihr Erscheinen bei Eugen Diederichs bemängelt, wo gar nicht die Möglichkeit gegeben sei, durch Beifügung des chinesischen Textes wenigstens bei wichtigen Stellen oder in Anmerkungen den Leser in den Stand zu setzen, sofort selbst den Übersetzer zu kontrollieren.

Nun würde Richard Wilhelm selbst gewiß keine Unfehlbarkeit für seine Übersetzungen beanspruchen. Man weiß ja, wie verzweifelt rätselhaft oft chinesische Sätze bleiben, wie sie auch von chinesischen Gelehrten selbst verschieden gedeutet werden. Auch ein offenbarer Fehler kann einmal dem Klügsten passieren, den gerade als Übersetzer so hochstehenden de Groot nicht ausgenommen. Kritik muß immer sein, selbstverständlich auch Wilhelms Leistungen gegenüber. Bedauerlich aber und jedenfalls gänzlich ungerecht wurde solche Kritik, sofern sie lange Zeit hindurch begleitet war von dem Unterton der Anzweiflung, als ob Wilhelm, da er bei seinen Übersetzungen durchweg der Mitarbeit chinesischer Gelehrter sich erfreuen durfte, überhaupt nicht sinologisch auf eigenen Füßen stehe. Wieviele sind es denn, die sich mit ihm messen konnten in der lebendigen Beherrschung der Sprache bis zu dem Grade, wissenschaftliche Vorträge in chinesischer Sprache zu halten! Den Eindruck, den er mit einer solchen Rede — gehalten im Tsing Hua College bei Peking — auf die chinesische Jugend machte, hatte ich noch kürzlich Gelegenheit, in dem entlegenen Bautou am Gelben Fluß festzustellen. — Und dem entsprach durchaus sein Verständnis des geschriebenen Worts. Gewiß, er hat keine speziellen philologischen und grammatikalischen Untersuchungen angestellt. Aber hat nicht jeder das Recht, sich das Feld der Wissenschaft auszusuchen, für das er sich am besten berufen fühlt? Zumal auf dem Riesengebiet der „Sinologie“, bei der es geradezu als ein Unding empfunden werden muß, daß sie noch so wenig gegliedert ist — Friedrich Hirt hat dem schon kräftigen Ausdruck gegeben — und daß prinzipiell von jedem Sinologen erwartet wird,

daß er über alle Gebiete (Sprache und Geschichte, Literatur und Philosophie, Kunst und Religion, Soziologie und Wirtschaft, und was sonst alles zur China-kunde gehört) Bescheid wisse. Richard Wilhelm hat keine philologischen Untersuchungen gebracht und seinen Übersetzungen keinen gelehrten Apparat beigegeben, aber voreilig, daraus zu folgern, er habe es nicht verstanden, auch das philologische Werkzeug zu handhaben, seinen Übersetzungen fehle das solide Fundament.

Und die Art seiner Übersetzung, seiner Sprache? Die Anpassung an Begriffe und Ideen des Westens? Da muß man nicht vergessen, wie zehnfach für die chinesische Sprache mit ihrer ganz andersartigen Struktur (die durchgängig — nicht nur in den Zeichen — lediglich Bilder hinstellt) das gilt, was schon für die der unsrigen verwandten Sprachen gesagt werden muß: daß jede Übersetzung schon eine Deutung, eine Verfärbung, eine Umhüllung des ursprünglichen Körpers mit einem anderen Gewand ist. Eine ganz wörtliche Übersetzung des Chinesischen, zumal der alten Sprache, würde wie ein Stammeln und Lallen abrupt ausgestoßener Worte anmuten, und selbst dann liegt in der Wahl der Worte selbst schon (da für jedes Zeichen so verschiedenartige Äquivalente zur Verfügung stehen) eine Deutung. Das Übersetzen chinesischer Sätze, zumal von der prägnanten Kürze klassischer Texte, bedeutet immer ein gewisses künstlerisches Neuschöpfen. Gewiß sind damit Gefahren verbunden. Ich behaupte nicht, soweit ich darüber urteilen kann, daß Wilhelm diesen Gefahren immer entgangen ist, zumal bei dem Text, der fast eine einzige Gefahrenzone darstellt, dem Taoteking des Laotse. Aber wie genial sind auch wieder seine Übertragungen! Wie lebendig und erfreuend unter anderem die herrliche Gleichnissprache des Dschuang Dsi, dessen plastischer Bilderreichtum verbunden mit tiefem Sinne gerade einen Interpreten mit der genial-künstlerischen Ader eines Richard Wilhelm verlangt! Immer dabei in der Beachtung der Tatsache, daß Wilhelm seine Übersetzungen nicht gegeben hat, um dem kleinen Kreise der Berufssinologen ein Zeugnis seiner Kenntnis des Chinesischen zu geben, sondern um der gebildeten Welt Deutschlands die in der östlichen Welt verborgen liegenden Schätze des Geistes, des Lebensideals zu erschließen.

Und da war gerade der Diederichssche Verlag seiner ganzen Idee nach die rechte Bühne, um solche Botschaft vernehmlich zu machen. Vielen Zehntausenden von Deutschen ist dadurch der Blick und vielfach ein warmes Interesse geöffnet worden für diese noch so verschlossene Welt des Ostens und im Zusammenhang damit auch für das Gegenwartsproblem China; was nie entfernt so geschehen wäre, wenn Wilhelm seine Werke in gelehrter Aufmachung hätte ausgehen lassen.

Ganz besonders ist da der deutschen Jugend zu gedenken, in erster Linie der Generation, die aus dem Feld zurückkehrte oder in jenen Jahren aufwuchs. Sehr anschaulich ist diese Beziehung „Die junge Generation von heute und die Weisheit des Ostens“ in dem so betitelten Einleitungskapitel von Adolf Reichweins schönem Buch „China und Europa“ dargestellt. In welcher Weise diese Begegnung der Jugend mit dem Osten sich auswirkte, ist ein interessantes Kapitel für sich. Was in diesem Zusammenhang uns hier interessiert und festgehalten werden soll, ist dies, daß Richard Wilhelms Übersetzungen bei Diederichs die fast einzige Quelle gewesen sind, aus der die Jugend sowohl wie das reifere Alter in jenen Jahren bei uns geschöpft hat, dergestalt, daß sie damit nicht nur ihr Wissen vermehrt haben, sondern daß — wie Reichwein es ausführt — für viele jedenfalls die Begegnung mit dem Osten ein notwendiges Glied in der Kette ihrer geistigen Erlebnisse bedeutet. In diesem Sinne gehören Wilhelms Übersetzungen, obwohl sie aus solider sinologischer Werkstatt stammen, zugleich in die deutsche Geistesgeschichte hinein.

Lassen wir nun die lange Reihe der literarischen Werke Richard Wilhelms im einzelnen an uns vorüberziehen — unter Beiseitelassung der Fülle der in Zeitschriften oder Zeitungen zerstreuten Artikel und Aufsätze —, so stehen im Anfang drei Hefte — das dritte eine größere Broschüre —, welche zusammen das „Deutsch-Chinesische Lehrbuch“ ausmachen. Es handelt sich um 50 Lektionen in chinesischem und deutschem Text mit dem Kernstück „Vokabular, Grammatik und Umschreibung des chinesischen Textes“ (die Umschreibung in Schantungausssprache und ohne Tonbezeichnung). Diese Arbeit ist unmittelbar aus der Praxis des deutschen Unterrichts an der von Wilhelm begründeten Schule für junge Chinesen, dem Deutsch-Chinesischen Seminar in Tsingtau, hervorgegangen. Die Lektionen sind aber gleichzeitig im Hinblick auf die Deutschen in Tsingtau verfaßt, die in den ersten Jahren wegen eines Lehrbuchs des Chinesischen recht in Verlegenheit waren. Nach beiden Seiten hin haben diese Büchlein, wie die mehrfachen Auflagen beweisen (die erste erschien 1902), gute Dienste geleistet und haben so die Brücke gebildet zu dem 1912 erschienenen, allgemein geschätzten „Lehrgang der nordchinesischen Umgangssprache“ von F. Lessing und W. Othmer. Dem Wilhelmschen Lehrbuch trat ergänzend zur Seite ein Wörterbuch („Deutsch-Chinesische Lektionen“), in dem der Stoff nach sachlichen Materien geboten wird, und ein anderes, das die wichtigsten Zeichen nach Radikalen geordnet vorführt.

Dienten diese genannten Hefte alle mehr der unmittelbaren Praxis, wie sie aus den Tsingtauer Anforderungen erwuchs, so lieferte Wilhelm zu der allgemeinen wissenschaftlichen Lexikographie einen beachtenswerten Beitrag mit dem

„Deutsch-Englisch-Chinesischen Fachwörterbuch“, Tsingtau 1911, einem größeren Werk von 576 Seiten, das mühsame Vorarbeiten beanspruchte. Die 1909 begründete Deutsch-Chinesische Hochschule hat die Herausgabe übernommen.

Inzwischen hatte Wilhelm die Arbeiten begonnen, die wohl als das Kernstück seiner wissenschaftlichen Leistungen zu betrachten sind, die Übersetzungen. Aus welchen Zielen sie entsprungen sind und worin sie ihren besonderen, durch ihre Wirkung bekundeten Wert haben, das ist bereits ausgesprochen.

Meister Kung war der erste unter den chinesischen Weisen, dem sich Wilhelms Interesse zuwandte, das immer mehr zu liebender Hochschätzung wuchs. Schon 1903 hatte er mit einem in Tsingtau gehaltenen — auch gedruckt vorliegenden — Vortrag über „Die Stellung des Konfuzius unter den Repräsentanten der Menschheit“ großen Eindruck gemacht. Es vergingen aber noch sechs Jahre, bis er als das Resultat seiner im Austausch mit bedeutenden chinesischen Gelehrten ständig befruchteten Studien sein „Kungfutse, Gespräche (Lun Yü) aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert“ (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1910) herausbrachte. Wilhelms Übersetzung der Lun Yü, die im Deutschen nur einen, fast hundert Jahre früheren Vorläufer hatte (von W. Schott, Tübingen 1826) brachte darin einen auch über Legges Übersetzung (in dessen Monumentalausgabe der Chinese Classics) hinausgehenden Faktor, daß er das Verständnis der „Gespräche“ durch das Zurückgehen auf ältere Kommentare zu reinigen suchte von der seit sechshundert Jahren orthodox gewordenen Auslegung des „Praeceptor Chinae“, des Universalgenies Dschu Hi in der Sung-Zeit. Und noch ein anderes macht Wilhelms Übersetzung — von allem einzelnen abgesehen — bemerkenswert; das ist, verständlich aus dem eingangs über die Schwierigkeit der Übertragungen aus dem Chinesischen Gesagten, ihre Wiedergabe in zwei Formen: einmal einer möglichst wörtlichen, die chinesischen Zeichen für sich allein sprechen lassenden Übersetzung, andererseits einer mehr umschreibenden, der deutschen Sprache und dem deutschen Ideengehalt angepaßten Übertragung, womit natürlich zugleich eine Art Kommentar gegeben ist. Eine wertvolle, längere Einleitung über die Persönlichkeit und Bedeutung des Meisters Kung innerhalb der chinesischen Welt und innerhalb der Großen der Menschheit überhaupt geht der Übersetzung voran. Die Kungfutse-Gespräche liegen im 12. Tausend vor.

Auf Kungfutse folgte 1911 (Vorwort vom 1. Dezember 1910) „Laotse, Taoteking. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben“. Laotse ist der erste Repräsentant der anderen Hauptströmung im chinesischen Geistesleben,

des Taoismus als Welt- und Lebensanschauung, nicht des Taoismus als eines Systems mannigfach entarteter chinesischer Volksreligion. Aber der Prozentsatz echter chinesischer Taoisten war und ist in China selbst ein minimaler gegenüber den bedingungslosen Anhängern des Konfuzianismus. (Daß heute auch dieser in seinen Grundlagen erschüttert ist, bleibt eine Sache für sich.) Auf europäische Gemüter aber hat in der Neuzeit — anders als bei der ersten, durch die Jesuiten vermittelten geistigen Berührung Europas mit China im Zeitalter der Aufklärung — umgekehrt der mystisch tiefe, rätselhafte Laotse eine viel größere Anziehungskraft ausgeübt als der chinesische Meister der praktischen Vernunft und Lebensgestaltung. Es gab schon zu Beginn des Jahrhunderts in Deutschland selbst verschiedene sogenannte Übersetzungen, die aber durchgängig nur phantasievolle Nachdichtungen nach englischen Quellen waren. Nach dem Weltkrieg vollends durfte man von einer sich des Taoteking bemächtigenden „Übersetzungsmanie“ sprechen, deren Produkten aber in den meisten Fällen nur die Bedeutung von „Selbstbekenntnissen“ ihrer Verfasser zukommt. In dieser Flut steht Wilhelms Übersetzung nach zwei Seiten hin jedenfalls als eine Säule da. Sie gehört in die sinologische Wissenschaft selbst, indem sie nicht nur selbstverständlich vom chinesischen Originaltext ausgeht, sondern auch, wie der Verfasser einleitend es ausspricht, neue, auf chinesische Quellen zurückgehende Deutungen gibt. Sodann hat sie wohl unter allen Übersetzungen den größten Eindruck gemacht; hat sie doch bereits das 14. Tausend erreicht.

Von der Vieldeutigkeit der Worte des Taoteking (womit dementsprechend jede Übersetzung wiederum mannigfaltige Kritik hervorruft) gibt wohl das schon einen Eindruck, wie verschieden die in dem Titel enthaltenen Grundbegriffe selbst, das Tao und das Te, übersetzt werden. Ich nenne u. a. „Weltgesetz und sein Wirken“ (O. Franke); „Höchstes Wesen und höchstes Gut“ (Grill); „Das Tao und seine Eigenschaften“ (de Groot); „The Tao and its Characteristic“ (Legge); „The Tao in its Transcendental Aspect and its Physical Manifestation“ (Lionel Giles); „Reason and Virtue“ (Carus); „Providence and Grace“ (Parker); „La voie et la vertue“ (Julien); „Principe et son action“ (Wieger).

Grube bemerkt in seiner Literaturgeschichte: „Um das Taoteking übersetzen zu können, ist selbst die eingehendste Kenntnis der Sprache noch nicht ausreichend, sondern es bedarf dazu außerdem einer kongenialen Denkweise, die den Übersetzer befähigt, den Gedankengang des Verfassers instinktiv nachzuempfinden und ihm gleichsam ahnend zu folgen.“ Das bedeutet andererseits natürlich eine große Verführung, von der, wie Grube urteilt, auch die von

ihm hochgeschätzte Übersetzung von Victor v. Strauß sich nicht ganz fern gehalten habe.

Auch diese Übersetzung ist mit einer in sich wertvollen Abhandlung über Laotse und sein Werk und über den besonderen Charakter seiner Metaphysik innerhalb des chinesischen Denkens versehen.

Ebenfalls 1911, wenn freilich auch schon länger vorbereitet, erschien „Liä Dsi, das wahre Buch vom quellenden Urgrund (Tschung Hü Dschen Ging).“ Unter diesem Buchtitel sind zwei ganz verschiedene Werke vereint: die Lehren des Meisters Liä Yü Kou (Liä Dsi) und des Pessimisten Yang Dschu. Sie waren von Dr. Faber 1877 schon einmal ins Deutsche übertragen, was indes eine Neuübersetzung keineswegs überflüssig machte; ganz abgesehen davon, daß bei dem Programm des Diederichsschen Verlags, die wichtigsten Urkunden der Religion und Philosophie Chinas zu bringen, auch dieses Werk nicht fehlen durfte.

Es folgte 1912 „Dschuang Dsi, das wahre Buch vom südlichen Blütenland (Nan Hua Dschen Ging).“ Kein Buch unter Wilhelms Übersetzungen ist mir persönlich lieber, und ich glaube mit diesem Geschmacksurteil nicht allein zu stehen. Das liegt einerseits an der wunderbaren, einzigartigen bilder- und gleichnisreichen Sprache, hinter der man eine lebendige Persönlichkeit spürt — anders als bei den Orakelworten des Laotse — voll Tiefe, Freiheit und welterhabenen Humors; andererseits an der nicht nur nach meinem Urteil oft so genialen Übertragung Wilhelms selbst. Verlangt es mich auch bei allen Kernstellen den chinesischen Text selbst danebenzuschreiben, so doch nicht im Sinne einer Kontrolle, sondern eines doppelten Genusses.

Eine deutsche Übersetzung des Dschuang Dsi hatte schon der ehrwürdige Dr. Ernst Faber angefertigt, mit dem Wilhelm noch in seinem ersten Chinajahr in persönliche Berührung kommen und dem Sterbenden zur Seite sein durfte. Aber jene Übersetzung war, nachdem Faber vergeblich versucht hatte, einen Verleger dafür zu finden (so wenig Kurs hatten in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Arbeiten, die sich mit chinesischer Geisteskultur beschäftigten), bei einem in seinem Hause ausgebrochenen Brand vernichtet worden. So war die Übertragung Wilhelms, der die Fabersche nicht mehr kennengelernt hatte, die erste in deutscher Sprache.

Das gilt auch — als Gesamtübersetzung — für den 1914 erschienenen Mong Dsi (Mong Ko). Nur das erste Buch war bereits von H. Mootz übersetzt worden, und unter dem Titel „Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage“ hatte Dr. Faber einen großen Teil des Textes, wenn auch vollständig aus dem Zusammenhang gerissen, mitgeteilt.

Wilhelm selbst ist, wie ich glaube, das liebste unter seinen literarischen Kindern „I Ging (das Buch der Wandlungen)“ gewesen, in 2 Bänden 1924 erschienen. Das hängt sicherlich zusammen mit dem durch viele Jahre sich hindurchziehenden Studium dieses Werks, das Wilhelm in naher persönlicher Gemeinschaft mit einem der edelsten Vertreter des alten Gelehrtentums Chinas betreiben durfte, Lau Nai Süan, ehemals Leiter der Pekinger Reichsuniversität, der 1911 bei Ausbruch der Revolution mit verschiedenen ändern seines Standes nach Tsingtau gekommen war. Lau Nai Süan wiederum war wohl der letzte in einer Kette lebendiger mündlicher Tradition, die sich auf die Erklärung dieses in seinem Kern uralten Orakel- und Weisheitsbuchs bezieht, und es ist darum besonders wertvoll, daß dieses alte Gut durch Wilhelm erhalten und uns zugänglich gemacht ist. Er hat dieses schwierige Buch mit besonderer Sorgfalt vorbereitet. Er erzählt darüber selbst: „Wir taten genaue Arbeit. Er (der alte Lau) erklärte den Text auf chinesisches, und ich machte mir meine Notizen. Dann übersetzte ich den Text für mich ins Deutsche. Darauf übersetzte ich ohne Buch meinen deutschen Text ins Chinesische zurück, und er verglich, ob ich in allen Punkten das Richtige getroffen. Dann wurde der deutsche Text noch stilisiert und in seinen Einzelheiten besprochen. Ich habe ihn dann noch drei- bis viermal umgearbeitet und die wichtigsten Kommentare beigelegt. So wuchs die Übersetzung heran.“ Sie wurde freilich durch den Ausbruch des Krieges 1914 und die Rückkehr Lau's nach Küfou, der Heimat des Konfuzius, unterbrochen. Aber der alte Meister, dessen interessanter Kopf in der „Seele Chinas“ im Porträt erhalten ist, kam noch einmal wieder, um die Arbeit zu vollenden. Er starb dann bald darauf; aber in Wilhelms Werk hat er eben ein Vermächtnis seiner selbst hinterlassen. Ich weiß nicht, ob es Wilhelm selbst noch bekannt geworden ist, daß auch von chinesischer Seite in der Biographie Lau Nai Süans, welche in die eben vollendete große Geschichte der Mandschu-Dynastie hineingearbeitet ist, ebenfalls seiner Zusammenarbeit mit seinem deutschen Freund in Tsingtau gedacht ist.

Das letzte der im Verlag Diederichs erschienenen Serie (Urkunden der Religion und Philosophie Chinas) ist das Buch „Frühling und Herbst des Lü Bu We“, d. h. Annalen, Chroniken, die dem Lü Bu We, dem angeblichen Vater des großen Tsin Schi Huang Di, zugeschrieben werden. Der Inhalt des Buchs umfaßt viel mehr, als dieser Titel vermuten läßt. Es handelt sich in Wahrheit um eine Art Summa der Philosophie und Naturauffassung etwa im dritten Jahrhundert v. Chr., jedenfalls eine reiche Schatzgrube für die Erkenntnis des ausgehenden chinesischen Altertums im Übergang zu der Han-Zeit. Daß Wilhelm uns dieses bedeutende Werk zugänglich gemacht hat, ist

um so wertvoller, als es bisher noch in keine europäische Sprache übertragen war. Paul Pelliot, der berufene Kritiker unter den heute lebenden Sinologen, widmet in der letzten Nummer seiner „T'oung Pao“ anlässlich der Arbeit Wilhelms dem „Frühling und Herbst des Lü Bu We“ eine gelehrte Studie. Er bedauert, daß wichtige Probleme, die durch das Buch gestellt werden, von Wilhelm nicht berührt worden sind, sagt sich aber selbst, daß dies dadurch sich erkläre, daß Wilhelm sich „vielleicht noch mehr als an die Spezialisten an die Gesamtheit des gebildeten deutschen Publikums wende“, und urteilt über die Übersetzertätigkeit Wilhelms als ganze mit den Worten: „Man kann nicht anders als Wilhelm erkenntlich sein wegen seines Eifers, die deutsche Sinologie mit Übersetzungen zu bereichern, die im ganzen korrekt sind, und — soweit sich ein Ausländer ein Urteil dabei erlauben darf — scheinen sie mir in einem ausgezeichneten Deutsch geschrieben und auf alle Fälle sehr klar.“

Noch zwei Übersetzungswerke Wilhelms sind bei Diederichs erschienen, die außerhalb jener philosophischen Reihe stehen. Zuerst die „Chinesischen Volksmärchen“ (1914). Wohl kein anderes von Wilhelms Werken hat, wie das 29. Tausend der Auflage beweist, eine dankbarere Aufnahme im Volk gefunden, die sich gewiß immer mehr verbreiten wird. Die Märchen sind übrigens z. T. auch direkt aus der mündlichen Überlieferung geschöpft. Die mannigfaltigsten Arten der Märchenstoffe kommen zur Geltung. Ammen- und Kindermärchen, Märchen von Göttern, Teufeln, Geistern und Gespenstern, Fabeln und Sagen, Kunstmärchen; und die berühmte humoristische und tiefsinnige Geschichte vom Affen Sun Wu Kung aus dem buddhistisch gefärbten Roman Si Yu Gi („Pilgerfahrt nach dem Westen“) macht den Beschluß. — Eine kleine Auswahl dieser Märchen ist unter dem Titel „Die Geister des gelben Flusses“ in der „Kranz-Bücherei“, Verlag Moritz Diesterweg, 1926 als Nr. 66 erschienen.

Das andre sind die „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten“; Lieder und Gesänge (1. Aufl. 1922), aus ihrem Inhalt heraus nach den vier Jahreszeiten geordnet. Wilhelms Beherrschung des Wortes zeigt sich in diesen Übersetzungen auch in poetischer Meisterschaft. Natürlich wird es dem, der so glücklich ist, von der chinesischen Sprache selbst etwas zu verstehen, gerade bei poetischen Übertragungen ein Anliegen sein, auch einen Seitenblick auf die lapidaren chinesischen Zeichen zu werfen. Die Poesie des schön ausgestatteten, in chinesischer Form gebundenen Werks ist durch verschiedene Beispiele chinesischer Landschaftsmalerei noch erhöht worden. Eine wertvolle Abhandlung zum Verständnis des Geistes der chinesischen Poesie und Bemerkungen über die einzelnen hier zu Wort kommenden Dichter machen den Beschluß.

Stammen die großen Übersetzungen Wilhelms aus seiner Chinazeit oder gehen sie doch auf dort gemachte Vorarbeiten zurück, so handelt es sich in seinen Frankfurter Jahren hauptsächlich um Darstellungen, die entweder große Zusammenhänge des chinesischen Lebens oder einzelne Persönlichkeiten zum Gegenstand haben.

Dahin gehört „Die Chinesische Literatur“, leider schwer zugänglich, weil sie im „Handbuch der Literaturwissenschaft“ (herausgegeben von O. Walzel, Verlag Athenaion, Wildpark-Potsdam) erschienen ist (1926) und als Einzelwerk nicht abgegeben wird. Wilhelms Werk führt uns nach einer Einleitung über die chinesische Literatur in ihrem Verhältnis zu Sprache und Schrift deren Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart vor Augen. Die hervorragendsten Schriftsteller und Dichter kommen in Übersetzungen (darunter manchen erstmaligen) selbst zu Wort. Dabei ist Wilhelms feine Nachempfindung gerade in seinen poetischen Übertragungen wieder zu bewundern; so etwa in dem Eulengedicht von Gia I und in dem „O laßt mich heim“ von Tau Yüan Ming.

Zu der „Geschichte der chinesischen Literatur“ von W. Grube, die als Nachschlagebuch durchaus willkommen war, scheint mir die Wilhelms sich zu verhalten wie Poesie zu Prosa, ganz abgesehen von den vielen gereimten Übertragungen und ohne daß die Sachlichkeit des Ganzen damit geschmälert würde. Viele Illustrationen beleben das Werk, wenn man sich auch bei manchen nach dem eigentlichen Zusammenhang mit der Literaturgeschichte fragen mag. Das letzte in dieser Reihe ist ein Porträt von Hu Schi, ein Zeichen dafür, daß auch die modernste Entwicklung in der Literaturgeschichte Beachtung gefunden hat.

Als eine Parallele zur „Chinesischen Literatur“ erscheint die „Geschichte der chinesischen Kultur“ (Bruckmann, München 1928). Es ist der erste Versuch, der damit überhaupt gemacht worden ist, dieses gewaltige Thema als ein Ganzes zu umfassen. Entsprechend den vielseitigen Verzweigungen geistigen und künstlerischen Lebens, die in dem Wort „Kultur“ zusammengefaßt sind, gehört auch eine besondere Vielseitigkeit des Wissens und Verstehens, des mitschwingenden Interesses auf seiten des Forschers dazu, um diesen Stoff zu erfassen und darstellend zu gestalten. Wilhelm hat sicher diese Begabung, und so bietet sein lebendig geschriebenes Werk, das wieder durch Bildbeigaben verschönert ist, dem Leser viel Gewinn und Anregung, und er wird gewiß bedauern, daß es beim Ende der Ming-Zeit schon abbricht und daß auch diese und die vorhergehende Periode vom Ende der Tang-Zeit ab sehr zusammengedrängt behandelt ist. Auch die Frage eines schätzenswerten

Kritikers ist nicht von der Hand zu weisen, ob nicht das Einteilungsprinzip einer Geschichte der chinesischen Kultur richtiger aus ihr selbst, nicht aus der politischen Geschichte genommen werde und ob nicht auch ihre mächtigen Ausstrahlungen über die politischen Grenzen des Reichs hinaus zu berücksichtigen seien. (Letzteres ist übrigens in Wilhelms „Ostasien“ geschehen.) Gerade zur Kulturgeschichte Chinas ist auch in den zerstreuten Aufsätzen Wilhelms mancherlei Material enthalten; zu den ersten dieser Art gehört der 1907 in den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ erschienene über Totenbräuche in Schantung.

Ebenfalls wesentlich mit der Kultur Chinas befaßt sich „Ostasien. Werden und Wandel des chinesischen Kulturkreises“, als Band 5 innerhalb der von H. Prinzhorn herausgegebenen „Bücher des lebendigen Wissens“ Potsdam und Zürich 1928 erschienen. Nicht aber mit Einzelheiten der Kultur, sondern, wie der Untertitel es andeutet, mit dem, was innerhalb des politischen Werdens des chinesischen Reichs als dessen eigentliche Macht und Größe herangewachsen ist, d. i. seiner Kulturmacht und Kulturidee, wie sie den gesamten Osten erfüllte und beherrschte auch in den häufigen Zeiten politischer Ohnmacht des chinesischen Reiches. Mit dramatischer Lebendigkeit sieht man dieses China als Kulturmacht wachsen, sich wehren gegen gewaltsame Überflutungen (Hunnen und Türken, Tataren, Mongolen, Mandschu, Japaner), sich auseinandersetzen mit kulturellen Einwirkungen und Anregungen (Griechentum, Buddhismus, die fremden Religionen der Tang-Zeit) von außen, sie neutralisieren im Neokonfuzianismus der Sung-Zeit, bis dann der geistige und politische Einbruch des Westens erfolgt und der Osten sich wandelt vom Taiping-Krieg ab (in Japan in der Meiji-Ära) bis zur heutigen Kuomintang; wie dann die östliche und die westliche Kultur sich gegenüberstehen und es das entscheidende Problem der weiteren Menschheitsentwicklung bedeutet, ob es gelingt, zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung zwischen ihnen — die beide heute der Ergänzung bedürfen — zu gelangen und — das Chaos vermeidend — „die Ernte der bisherigen Entwicklung, die im Osten und Westen schnittreif steht, so einzubringen, daß nichts davon verloren geht.“

Dieses „Ostasien“ zeigt in hervorragendem Maße die glänzende Begabung Wilhelms, große Linien durch die Geschichte zu ziehen und in kulturphilosophischen und weltpolitischen Ausblicken endigen zu lassen. Es ist wie in einem Zug geschrieben (ohne jede gelehrte Anmerkung) und erinnert uns heute an die besten seiner Vorträge, da ein großes Publikum aufmerksamst seiner frei gesprochenen, wohlgeformten Rede lauschte, — eine Wirkung, die mit fortriß, unbeschadet dessen, daß man nach dem Vortrag dann wohl gern auf

ihn zu ging und ihn nach der näheren Begründung dieser oder jener als eine Selbstverständlichkeit ausgesprochenen Behauptung fragte.

Es seien nun noch verschiedene Bücher Wilhelms genannt, die sich in neuer oder erweiterter Gestaltung mit Themen beschäftigen, die irgendwie im Kreise der schon genannten Werke — mit einbegriffen die sachlichen Einleitungen zu den Übersetzungen — berührt worden sind.

Es sind dies: „Chinesische Lebensweisheit“ (Darmstadt, Otto Reichl 1922). Die zwei ersten Kapitel dieses, wie ich glaube, aus Vorträgen entstandenen Buchs: „Vom Sinn des Lebens“, „Erziehung zum Gemeinschaftsleben“ gliedern sich um die Sterne Laotse und Kungtse; das dritte behandelt „Das Buch der Wandlungen“. — In „Frommanns Klassiker der Philosophie“ erschien (Stuttgart 1925): „Kung-Tse, Leben und Werk“ (Gräfin Bertha von Francken-Sierstorff zugeeignet) und in der gleichen Sammlung, ebenfalls 1925, „Lao-Tse und der Taoismus“. Die Sammlung Göschen brachte 1928 „Kungtse und der Konfuzianismus“. Auch die „Chinesische Philosophie“ als ganze hat Wilhelm noch behandelt (in „Jedermanns Bücherei“, Breslau 1929), im geschichtlichen Werdegang und nach den Urquellen bearbeitet.

Für die Vielseitigkeit Wilhelms sind die letzten selbständig erschienenen Werke seiner Hand ein beredtes Zeugnis. Das eine, „Das Geheimnis der Goldenen Blüte“ (München, Dornverlag 1929) leuchtet hinein in die esoterische Weisheit des Ostens, wie sie seit alter Zeit in Geheimsekten überliefert wird, vor allem in der Gin Dan Giau, der „Religion des goldnen Lebenselixiers“ mit ihren interessanten Beziehungen zu den Nestorianern der Tang-Zeit, und heute anlässlich der Not der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in neuen Vereinigungen synkretistischer Art ihre Auslösung finden. Das andere Werk „Chinesische Wirtschaftspsychologie“ (Leipzig 1930, Deutsche wissenschaftliche Buchhandlung; aber noch nicht auf dem Markt) befaßt sich mit dem schwierigen Beginnen, das Gegenspiel der psychologischen und wirtschaftlichen Kräfte auf chinesischem Boden zu untersuchen. Man wird gerade heute, da auch in die wirtschaftliche und soziologische Struktur Chinas ein gewaltiges Gären hineingekommen ist, gespannt darauf sein, was der kundige Beobachter darüber aufzudecken und zu urteilen hat. In den einzelnen Kapiteln wird man folgendes finden: Die Organisation der alten chinesischen Gesellschaft und ihre psychologischen und wirtschaftlichen Wirkungen; das Handwerk und seine Psychologie; Handel und Verkehr in ihren psychologischen Wirkungen; das Problem der Übervölkerung und seine wirtschaftlichen und psychologischen Auswirkungen; Industrialismus und Nationalismus Chinas und ihre psychologischen Folgen.

Das erstgenannte Werk nötigt auch den, der allem Esoterischen abhold ist, zur Aufmerksamkeit durch den Umstand, daß ihm der Psychiater C. G. Jung, der sich als ein „durchaus westlich fühlender Mensch“ vorstellt, eine längere Einleitung vorausgeschickt hat, in der er u. a. mitteilt, daß ihm die Erfahrungen bei seiner Psychotherapeutik, die er in gänzlicher Unkenntnis chinesischer Philosophie begann, späterhin gezeigt haben, „daß ich durch meine Technik unbewußt auf jenen geheimen Weg geführt worden war, um den sich die besten Geister des Ostens seit Jahrtausenden gemüht haben.“

Ich muß es mir versagen, auf alle die Arbeiten einzugehen, die Wilhelm in den Jahrgängen der von ihm begründeten und herausgegebenen „Sinica“ (1930 der fünfte) und in den ihnen vorausgehenden „Chinesischen Blättern für Wissenschaft und Kunst“ niedergelegt hat. Wissenschaft und Kunst! Auch die „Sinica“, obwohl sie jenen Titel nicht mehr führen, zeigen diese Doppelheit, ganz abgesehen von ihrem vornehm-schönen Äußeren. Sie bringen eine Menge chinesischer Bilder in so vorzüglicher Wiedergabe, daß sie auch in dieser Form den Betrachtenden in ihren Bann zu ziehen vermögen. Nicht unerwähnt mag diese Verbindung bleiben, weil sie keine zufällige ist, sondern einer solchen in Wilhelms eigenem Wesen entspricht. Wohl wird mancher einwenden, daß reine Wissenschaft nichts mit schöner Form zu tun habe. Ob das selbst für Europa richtig ist? Jedenfalls nicht für China in seiner alten Kultur, wo doch die Schönheit der Schrift, die selbst ein fortgesetztes Bilderwerk darstellt, ein integrierender Bestandteil eines jeden guten Aufsatzes ist und wo das Wort des Meisters Kung galt: „Bei wem Form und Gehalt im Gleichgewicht sind, der erst ist ein Edler.“

Den „Sinica“ nahestehend durch die Art ihrer Aufsätze und Kunstbeilagen sind die fünf Jahrgänge des „Deutsch-Chinesischen Almanachs“, von denen der letzte durch eine vollständige Übersetzung des klassischen Buches Dschung Yung — „Maß und Mitte“ — besonders bemerkenswert ist.

Zuletzt unter den literarischen Werken Wilhelms, denen unsre Überschau gilt, sei der „Seele Chinas“ gedacht. Es ist nicht zeitlich das letzte (1926 bei Reimar Hobbing, Berlin, erschienen), aber es steht am Schluß der 25 Jahre, die Wilhelm auf chinesischem Boden erlebt hat, „das große Glück meines Lebens“. Da hat er sie wie zu einem festlichen Symposium noch einmal alle eingeladen, die Gestalten und Bilder, Erlebnisse und Erkenntnisse, die in dieser Zeit auf den verschiedensten Schauplätzen und in den mannigfaltigsten Situationen in sein Erleben eingetreten sind, und zeigt sie alle in diesen Blättern und Bildern seinen Freunden und den Freunden Chinas. Man sollte es nicht als einen Mangel dieses Buchs bezeichnen, daß es zuviel von der Seele Richard Wilhelms

enthalte. Ist das doch gerade sein Vorzug! Und nun, da wir ihn selbst nicht mehr unter uns haben können, wird dieses sein Selbstbildnis allen seinen Freunden nur um so lieber werden: sein so plastisch die Dinge und die Menschen und die Zusammenhänge schauendes Auge, sein herrlicher, über allem Kleinlichen des Lebens erhabener Humor und der Ernst wieder, mit dem er die größten Lebensprobleme des Menschen im Osten und im Westen bewegt. In dem allen eine ebenso anmutige wie belehrende Einführung in China selbst, in das China, das sich ihm im Anfang noch ganz mit seinem alten Gesicht und Gewand zeigte und dessen fabelhafte Umwandlung zu „Jung-China“ er unmittelbar miterlebte.

Wer freilich das Bild von China und den Chinesen nur aus diesem China der Seele Richard Wilhelms in sich aufnimmt, der mag bei seinem ersten Betreten chinesischen Bodens — zumal dies nie ein rein chinesischer, sondern durch die Europäer und Amerikaner umgewandelter Boden zu sein pflegt — leicht enttäuscht sein. Denn es gibt allerdings, gibt heute jedenfalls, noch ein anderes Gesicht Chinas, das auf jenen Blättern nur schattenhaft zu merken ist. Und dennoch bleibt es Wahrheit, was Richard Wilhelm gesehen und erlebt hat, und je mehr einer von der Seele Richard Wilhelms besitzt, desto mehr werden ihm, allmählich vielleicht erst und wenn er genügend Chinesisch gelernt hat, auch die Züge Chinas erkennbar werden, die ihn sein Buch im voraus hat sehen lassen.

Es ist, obwohl noch manche Ergänzung zu geben wäre, eine lange Liste der Werke Richard Wilhelms, die wir flüchtig durchmustert haben. Und doch, wie schmerzlich ist es, daß hiermit der lebendige Fluß seines literarischen Schaffens nunmehr abgebrochen, daß sein Wort nicht mehr vernehmbar ist, in dem er in der letzten Zeit wohl dem Manne im Evangelium glich, der „aus seinem Schatze holt Altes und Neues“. Seinen Verlust beklagt die sinologische Wissenschaft und beklagen alle die vielen, in deren Blickfeld irgendwie der Osten, nicht zum wenigsten durch ihn selbst, als eine lebendige Größe aufgetaucht ist.

Er kannte gerade auch in der wissenschaftlichen Provinz seines von seiner Persönlichkeit geistig umspannten Reiches kein Ermüden in der Hingabe für seine Lebensaufgabe, die mit dem Ringen um die Erkenntnis Chinas das Anliegen verband, ein sympathisches Verständnis für den auch uns selbst sehr nahe angehenden Prozeß der Umwälzung im Fernen Osten zu erwirken.

Körperlich schon sehr geschwächt und kraftlos hat er noch einen Aufsatz diktiert (er sollte ursprünglich als Vortrag gehalten werden), der „Die kulturelle Krisis in China“ behandelt. Er ist erst nach seinem Tod in der „Frankfurter Zeitung“ erschienen (auch in der Ostasiatischen Rundschau vom 16. März d. J. abgedruckt) und schließt damit, daß er aller Misère zum Trotz, die uns in China heute entgegentritt, den Blick darauf lenkt, „daß doch

noch Kräfte vorhanden sind, um aus einer in sich zerbrechenden alten Kultur eine neue Weltkultur zu schaffen“.

Wir ehren Richard Wilhelms Andenken, wenn wir auch in der Wissenschaft uns nicht bei einer schematischen, kühlen Behandlung des Problems „China“ genügen lassen, sondern uns bewußt bleiben, daß es sich dabei um ein Verstehen und eine Aufgabe handelt, die uns als Menschen des Westens verantwortlich angeht. In dem Geiste *mutatis mutandis*, in dem der alte jugendfrische v. Wilamowitz-Möllendorf in seinen Erinnerungen es als Erfordernis der Wissenschaft hinstellt: „Dazu muß der Kopf kühl sein, aber heiße Liebe im Herzen brennen.“

RICHARD WILHELM, DER WELTBÜRGER

VON PROF. CAR SUN CHANG

Anfang Januar dieses Jahres, bei einem Essen mit Graf Keyserling, kam die Unterhaltung auf die Krankheit von Professor Wilhelm, und ich bemerkte dazu: „Im China-Abschnitt Ihres Reisetagebuches waren drei Personen erwähnt, Schen Dsi Pe, Ku Hung Ming und Richard Wilhelm. Da die beiden ersteren gestorben sind, muß der dritte auch gefährdet sein.“ Was damals Scherz war, klingt heute wie Prophezeiung, denn Richard Wilhelm ist gestorben.

Der Tod Richard Wilhelms bedeutet nicht nur einen Verlust für Deutschland, sondern für die ganze Welt, denn der Gedankenaustausch zwischen Ost und West ist für die heutige Zeit eine wichtige Aufgabe.

Vergleicht man die Periode, in der der Artikel „Die sinologischen Studien in Deutschland“ von Professor Franke veröffentlicht wurde, mit den Jahren, die seit der Rückkehr Wilhelms nach Deutschland verflossen sind, so sieht man, welch eine große Wandlung in dieser Zeit vor sich gegangen ist. Professor Franke hat sehr schön dargestellt, wie man sich vor dreißig bis vierzig Jahren bei der Beurteilung der ostasiatischen Völker von einem Rassehochmut leiten ließ; nach dem Krieg dagegen ist das Interesse für den Osten so groß geworden, daß man dort Weisheit herausholen will. Die Bahnbrecher im Studium Chinas, wie Franke und Forke, haben sehr viel kämpfen müssen. Aber seit Anfang des 20. Jahrhunderts ist allmählich eine Änderung eingetreten. Erstens ist das Vorurteil, die ostasiatischen Völker seien heidnisch oder barbarisch, verschwunden; eine objektive Wertung der fremden Kultur kommt mehr und mehr zur Geltung. Keyserlings Reisetagebuch und Bertrand Russells Buch über China sind die besten Beispiele dafür. Besonders nach dem Weltkriege, dessen schreckliche Folgen die Menschheit in Verzweiflung geführt haben, verstärkt sich die Sehnsucht nach östlicher Lebensweisheit.